

Wilde Triebe.

Novelle von Anton v. Perfall

„Und i will a gar net leugnen,“ er widerte Voisl, „i dent net dran. Gemeint hab i in meiner Aufregung, er jahrt auf gegen mi. Was i leugn und mit Recht.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

„Was i glaub oder net glaub, kann Dir gleich sein, und das hast Du allein mit Dir auszumachen.“

nen Kinde, es zerrte an ihren schwarzen biden Zöpfen und warf ihr Heu in das Gesicht, und das Heu düstete so stark.

„A ganz schwache Hoffnung!“ flüsterete Voisl vor sich hin. „Und wäre des a Verbredens, muß es net so sein?“

Da pochte schon sein Finger, ohne daß er es wollte, an der Fensterleiste.

Marei fuhr jäh auf, so jähwach das Geräusch gewesen war, sie hörte es doch.

Er rief mit unterdrückter Stimme ihren Namen, sie zögerte einen Augenblick, blickte auf den Kranken und eilte dann mit einer sonderbaren Hast zur Thüre hinaus.

„Was kannst von mir no wollen?“ sagte sie mehr in schmerzlichem als vorwurfsvollem Tone.

„Abschied nehmen, sonst mir,“ erwiderte gepreßt Voisl.

„Abschied? Wohin gehst denn?“ Marei trat einige Schritte näher, sich mit dem einen Arm an die Hauswand lehnen, als bedürfte sie einer Stütze.

„Ins Gefängniß,“ klang dumpf die Antwort. „Und da hält i Dir, eh i fort muß, no was zu sagen, Marei.“

Das Mädchen lehnte sich an die Wand, barg ihr Angesicht in beide Hände und weinte heftig.

„I hab Dir was abzugeben.“

„Da blicke sie erhaunt auf. „Du mir?“

„I hab Unrecht ghabt, Dich vor dem da drinn als Mitschuldige nennen, die Verzweiflung—die Angst—allein zu sein mit der Schuld, hat mirs raus preßt, aber i bin all in schuld und i will Niemand mit hinein ziehen, am allerwenigsten Di, Marei.“

„Recht hab ghabt, Voisl, ganz Recht, i bin mitschuldig!“ erwiderte leidenschaftlich das Mädchen. „Du bist Alles in—und warum willst Du denn mir einreden, daß ichs net bin? Tragts dich denn net leichter zu zweit so a Last? Bistst dichs net leichter zu zweit so a Schuld?“

„Des is ja, was i net will, warum i kommen bin, des Bissen von Dir.“

Er sagte ihre Hand und drückte sie heftig.

„Du hast mir zugehört, weil Du mir verborgen hast, es wird Di unglücklich machen zeitweils! Täusch Di net, s Herz läßt i mir befehlen, des kümmert si um mir, um die Schuld, um die Sünd, nur um die Lieb, von derst voll is und von derst nimmer läßt, net um die ganze Welt, net um die ewige S-tigkeit.“

Voisl erbeute, der Sturm der Leidenschaft ließ ihn alle guten Vorsätze vergessen, er umfaßte die Geliebte voll glühenden Verlangens, und preßte ihr leuchtendes Antlitz an seine Brust.

Marei wehrte sich nicht, wie früher Schlaf kam es ihr in seinen Armen, in dem sie alles Leid der letzten Stunden vergaß.

„Komm, stieh mit mir, heut Nacht no über die Berg, in mein Häusl in Thal!“ flüsterete trunken, sinnlos vor dem Vorne Voisl.

Marei erwiderte sich seiner Ummarmung. „Siehst jetzt, Voisl, warum Du kommen bist? Net um mi, zwornen vor einem unbedachten Schritt, vor einer Buß, die i mir amal gestellt hab, sondern um mi von Neuem ganz verwirrt zu machen, um das Verbrechen fortzusetzen, das wir miteinander angefangen haben dort auf der Alpe—deshalb bist kommen, Aber i bleib fest bei meinem Vorsatz, sonst gehst allweil mehr abwärts mit mir, wenn mir a s Herz drüber bricht. Straf mach sein für so an Leichsinn.“

Ihr Gesicht verrieth den alten Trost. „Und glaubst denn, daß Du ihm was Gutes thust, wennst ihn heirathst ohne Lieb?“ fragte er.

„Für den Toni langts leicht, er verlangt net viel. Was übrig bleibt da drinn, i sie preßt, trampelt die Hand auf die Brust, „ghört mein, Niemand hat daruoch fragen.“

„Mein ghorst, mein!“ bestürmte Voisl sie von Neuem, „und lei Giey, lei Herrgott selber kann mirs wieder nehmen?“

Sie schüttelte finstler den Kopf. Da saßen seine Finger ihre Schultern, er drückte seinen Mund auf ihr Ohr, er dürstete selbst die Wärme vor ihm sein Geheimniß nicht vernehmen, und flüsterete: „I geh und laß Dir Reinen Willen, aber i komm wieder, alle Jahr wieder und frag nach dem, was übrig blieben is, grad mit an Blick, wenn Dus net anders haben willst, und wenn i dann sieh, daß er no da is, mein Schatz, dann zieh i wieder weiter und will net klagen.“

„Marei! Jesses, wo bist denn—Marei!“ tönte der ängstliche Ruf des erwachten Kranken aus der Stube.

Voisl lachte verzweifelt auf und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Marei reichte ihm die Hand. Er zog sie wie im Zorn an sich und küßte sie.

„Komm wieder und frag!“ flüsterete sie, dann entwand sie sich eilig seinen Armen und stoh ins Haus.

Voisl bewegte sich nicht von der Stelle, in dem neblichten Lichtstrome vor dem kleinen Fenster schwante ihr Schatten hin und her, dann zerfiel er in der Dunkelheit, als habe die herbste Natur umher ihn in sich aufgefangt, und in den Blättern flüsterte es sinnbethörend: „Komm wieder und frag.“

„Mit zwoua gesunde Arm hats ihn net mögen, jetzt nimmt sie ihn, da kann mans wieder sehn, wo man hinfinkommt mit dem Stolz und der Leichtfertigkeit! s Quiffen hats halt druck, Lieb wird net viel dabei sein. Na, vielleicht is er ihr einarmig lieber, jetzt is ihr de Herrschaft sicher.“

Das waren die Stichelreden, die ein halbes Jahr darauf das Griesbergerische Neuvermählte Paar begleiteten auf den Strogherhof.

Der Alte hatte seine Einwilligung zu der Heirath unter der Bedingung gegeben, daß der Griesberger sein Anwesen verlasse und auf den Strogherhof ziehe, obwohl er dadurch den längst gesüchteten Tag seiner Besitzabtretung beschleunigte.

Dieselbe kam ihm doch leichter an, als seine Einzige hinabziehen zu sehen in das verhasste Thal auf der Sonnenseite, dann wäre nach seinem Tode der Strogherhof, an dem er mit Leib und Seele hing, verloren gewesen.

Der Toni würde ihn einfach verkaufen, und Marei, an die vortheilhaftere wirtschaftliche Bedingung des neuen, ihr angeheirateten Anwesens gewöhnt, würde auch nicht dagegen ankämpfen. Hatte sich dagegen der Toni einmal oben eingewöhnt, so würde er sich auch nach seinem Tode den Abzug überlegen, und vor Allem Marei ihre alte Heimath mit all ihrem Einfluß festhalten.

Toni, den das überhandene Krankentage und der für immer steif gebliebene rechte Arm sehr zahn gemacht hatte, war willig auf die gestellte Bedingung eingegangen. Die aufopfernde Pflege Mareis hatte in seiner rufmässigen, gewaltthätigen Natur wenigstens vorübergehend ein zarteres, innigeres Gefühl wachgerufen, er wäre zu Allem bereit gewesen, um Marei zu gewinnen.

Dieser hingegen schien das Opfer, das sie gebracht, von Tag zu Tag leichter zu werden. Ein ganz anderer Mann schien es zu sein, der Toni, der auf ihren Arm gestützt vom Fenster wankte, um die warmen Strahlen der Mittagssonne in sich aufzulassen; seine Spur mehr von dem herausfordernden, verletzenden Troge im Knochen Gesicht, das jetzt von einer krankhaften Zartheit war, und die blauen, sonst so kalten Augen ruhigen jetzt oft voll Dankbarkeit auf ihr; dabei trug er alle Leiden und schmerzhaften Eingriffe des Arztes mit männlichem Muth.

Sonderbar, sie mußte unwillkürlich daran denken, ob sich die Mischung, von der sie einst im Scherz mit Voisl gesprochen, nicht jetzt in Toni verwirklicht habe.

Voisl's Bild erlachte immer mehr; erst als drei Monate nach der verhängnisvollen That die Nachricht nach dem Dorfe kam, der Jäger Alois Prentner sei zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt worden, trat er wieder klar vor sie hin und wachte von Neuem den Sturm in ihrem Inneren, welcher sich allmählig legte. Sie dachte mit schamvollem Erörthen seiner Worte beim Abschied: „Ich komm wieder und frag!“ und sie hatte ihre Zustimmung gegeben.

Was war das für eine neue Leichtigkeit! Was sollte er bei ihr mit einer Frage, wenn sie einmal das Weib Toni war? Wollte sie ihr leidtes Wesen auch noch in der Ehe fortsetzen, als Frau? Bei einem Nadel nahm man es ja nicht so genau, jede machte solche Gesichtchen, die eine so, die Andere so; aber als Bäuerin mußte das Alles ein Ende haben.

„Mein Gott, der arme Narr wird selber nimmer dran denken nach die anderthalb Jahr,“ tröstete sie sich. „Was sagt man nicht Alles, wenn Einem's Herz bricht vor Weh. Ein Andenken darf ich ihm ja bewahren, des is mir Unrecht, und mehr verlangt er ja auch net.“

Sie betrieb mit Hast die Vorbereitungen zur Hochzeit, als ob sie die günstige Stimmung, in der sie sich jetzt in Bezug auf Toni befand, benutzen wollte. Er trug den Arm in der Schlinge, als sie mit ihm vor den Altar trat. In der Befreiung von aller Last der Vorwürfe, die sie immer noch fühlte, so oft sie die abgemagerte, krankhafte Gestalt Tonis betrachtete, glaubte sie den besten Beweis zu sehen, daß sie die einzig richtigen Weg eingeschlagen.

Der Alte vertrug sich wider Erwarten gut mit seinem Schwiegersohne, wozu der Umstand hauptsächlich beitrug, daß Toni in Folge seines gelähmten Armes völlig arbeitsunfähig war und die Führung des Anwesens dem Alten und Marei überlassen mußte.

Die ersten Monate taugte ihm die ungewohnte sorgsam Pflege, das bezügliche Nichtsthan und das Perumichleudern auf dem Anwesen ganz vortrefflich, aber mit seiner zunehmenden Kräftigkeit ver schwand immer mehr das Behagen und machte bei diesem Arbeitsmenschen einer lästigen Ueberfälligkeit Platz; zugleich trat wieder immer mehr seine ureigene, durch das Leiden nur zurückgehaltene Natur in ihr Recht. Schlimme Laune, die Langeweile machte sich geltend, das Bewußtsein, auf die Seite gestellt zu sein, nutzlos abgefittert zu werden, während der Alte, der eigentlich als Aussträger hinter den Dfen gehörte, von früh bis spät umherhantirte. Das wurmte, erbitterte den Toni. So wollte er wenigstens durch Betheiligung der fremden Arbeit, durch thatenloses Behalten und Herrschen seine Stellung als Herr des Hauses zeigen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß die Reibung mit dem knorrigen Alten nicht lange auf sich warten ließ.

„Der net arbeit, soll auch net befehlen!“ war sein Grundsatz, daran änderten in seinen Augen die besondern Umstände gar nichts.

Auch auf Marei wirkte unwillkürlich die unthätige Stellung ihres Mannes nachtheilig, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, sich unzählige Male sagte, daß sie im Unrecht sei, sie konnte in dem Manne, der nirgends Hand anlegen konnte und nur immer mit der Pfeife im Munde wettete und schalt, nicht den Herrn des Hofes erblicken. Ihr gesunder, von Kindheit auf gebildeter Arbeitsgeist sträubte sich dagegen, und ganz allmählig, unmerklich, wie sein zerhäufte Gift drang in ihr Herz eine gewisse

Geringschätzung des zum Arbeiten unfähigen Mannes, und sie nahm infolge dieses innerlichen Vorganges in Streitfähe Partei für den Vater. Dann wies Toni, aufs Auserste gereizt, auf seinen verfallenen Arm, und es fielen Worte, wie: „Dir hab i den zu danken!“ oder: „Hätt i nur meine zwei gunden Arm, nachher wollt ichs auch lehren!“

Das ging Marei durch und durch, hatte sie noch nicht genug geküßt, sollten die Vorwürfe nimmer enden? Sie fühlte sich rein in dem Bewußtsein, ihr Möglichstes gethan zu haben, und warf dann trotz der Stirne auf gegen diese Kränkungen und Drohungen. Borerst endeten solche Ausfälle mit einem plötzlichen vorföhllichen Nachgeben ihrerseits, dem Toni sich auch nicht entziehen konnte. Doch wurde ihm diese traurige Rolle immer mehr verhasst, er ärgerte sich ordentlich, daß der Hof gedieh, ohne daß er eine Hand rührte. Konnte er denn nicht auf irgend eine Weise mithelfen? Mit dem Handel war ja auch etwas zu verdienen, und dazu thats ein Arm auch. Das schien ihm ein vortrefflicher Gedanke.

Er ließ sich wieder im Dorfe unten sehen in den Wirthshäusern bei seinen alten Kameraden und wurde mit Jubel begrüßt. Man glaubte ja schon, er habe den Hof des Strogherbauern gegen die Gemeinde mit dem Hof übernommen.

Wie dumm er war, sich oben zu langweilen, den Leuten im Wege herumzustecken, während er hier lustige Gesellschaft fand! Ja, wenn er was zu verfaumen gehabt hätte, aber so im Gehentheil, er machte Befanntschaft mit den Händlern, lernte ihre Kniffe und überzeuge sich selbst, wie den Leuten das Geld nur so in die Taschen fiel.

Er fehlte jetzt auf keinem Viehmarkt, kannte jedes Stück in den Ställen der Bauern, ihre Bedürfnisse und Nöthen. Seiner irdischen Beschäftigung eingelenktes, er verdiente hundert Mark an einem Stück Vieh, die Hälfte davon wurde allerdings vertruamt am selben Abend mit dem geprellten Käufer, aber das machte nichts, das thut man ja nicht jedesmal.

Mit gehobenem Selbstbewußtsein erzählte er daheim seinen ersten Erfolg. Der Alte war stichtlich nicht erfreut, er ärgerte sich wohl, daß jetzt der Toni auch zu Geltung kam; auch Marei meinte, das Leben, welches mit solchem Handel verbunden sei, taugte für ihn gewiß nicht, dem der Arzt streng alles Trinken verboten habe wegen seiner verletzten Lunge.

Doch Toni lachte dazu, er fühlte sich jetzt wieder wohl und frei auf der Brust. Schließlich hatten der Alte und Marei auch nichts dagegen, wenigstens hatten jetzt die Diensthute Ruhe vor ihm, und die Arbeit auf dem Hofe ging ruhig von statten.

Toni war jetzt nur noch selten zu Hause, er hatte sich ganz auf den Viehhandel verlegt, da wird das Wirthshauslichen und Kneipen zum Geschäft, auch einem Spielchen darf man nicht ausweichen, und wenn man einmal die Aufregung des vom Glück und Zufall abhängigen Handels gewohnt ist, paßt es einem ganz gut.

Es war bald nichts Ungewöhnliches mehr, daß er spät Nachts stark angetrunken nach Hause kam. Hatte er gewonnen, so war er frohig das Geld vor Marei hin, war bester Laune und voll jubringlicher Färtlichkeit, hatte er verloren, war er freisüchtig, geladen mit Vorwürfen, ein wahrer Unhold.

Marei waren beide Zustände gleich verhasst. Sie machte sich Vorwürfe, ihn durch ihre falsche Behandlungsweise auf diesen Weg gedrängt zu haben, bat ihn schließlich, unzufahren, sie wolle ihm gerne die volle Herrschaft überlassen.

Doch davon wollte er jetzt nichts mehr wissen. Dieses lärmende, großsprecherische, abwechselungsvolle Leben gefiel ihm vortrefflich. Ein einst so wohlgebildeter, muskulöser Körper schwoll jetzt unförmlich an in krafftloser Fülle, sein aufgedunenes Gesicht bedeckte eine unreine Rötthe, wie sie müßige Schlemmerei verleiht.

Marei erfaßte oft ein unüberwindliches Gel bei ihm Anblick ihres Mannes, und in demselben Augenblick trat stets Voisl's Bild vor ihre Seele, dann blieb sie oft eine Woche auf der Alpe. Aber das war erst recht der günstigste Platz für alte liebe Erinnerungen.

Zwei Jahre waren schon vergangen, ein halbes Jahr mußte er schon aus dem Gefängniß entlassen sein, er war wohl heim nach Tirol gegangen. Dort würde er ein Weib nehmen und die Marei vergessen. Und das gehörte sich auch so. War sie doch jetzt eines Anderen Weib.

„Jesses, wenn er kam, wie er glagt hat, jetzt kam—ich thät in Boden sinken vor Scham und Schand, wenn er den Toni sah!“ So dachte Marei unglückliche Male am stillen Abend auf der Alpe, und vor dem plätschernden Brunnen und blinde hinauf, wo er immer herkam, sie zu besuchen. Und wenn ein Stein abging, fuhr sie auf, und ein heißer Strom stieg ihr hinauf zum Herzen; dann schalt sie sich wieder eine schlechte Dirne ohne Treu und Glauben. Als Frau so was zu denken! Aber dann sah sie wieder den Toni vor sich mit seinem aufgebunenen finrigen Gesicht, im Dunst der Kneipe unter seinen unfähigen Kumpaganen, und sie warf sich auf ihr Strohlager und weinte und schluchzte, bis Ermattung ihr Schlummer brachte.

Wieder fielen die Blätter, schrieben die Hirtche im Bergwald, Marei trieb ab von der Alpe mit schwerem Herzen. Da

oben war ihr noch leichter in der frischen freien Natur, bei ihrem lieben Vieh, aber wenn der Schnee den Strogherhof belagerte acht Monate lang, da fühlte sie erst recht das Alleinsein.

Gerade heute waren die zwei Jahre voll, seit der Voisl Abschied genommen hatte, sie mußte immer daran denken, während sie hinter dem mit Händern und Tannenreis geschmücktem Vieh die Bergstraße herabschritt; und das sonore Zmeinanderklängen der schweren Glocken tönte wie Grabgeläute einer gestorbenen Hoffnung.

Vor der Post im Dorfe machte sie Halt und nahm nach alter Sitte mit der Dirne, welche sie begleitete, einen Willkommstrahl. Da trat ihr Mann heraus, weingerdthet, zwei Händler mit diesen goldenen Uhrketten auf den schmutzigen Westen begleiteten ihn, lärmend, lachend, ihm vertraulich auf die Schulter schlagend. Er beachtete Marei gar nicht, trat mit den Gefährten unter das blösende, um den gefüllten Brunnen versammelte Vieh und pries mit fallender Stimme die Vorzüge seines Besizes.

Eine prächtige Kuh mit ihrem Kalb, der Liebling Mareis, stach den Händlern in die Augen. Toni treute sich, vor Marei sein Gesicht zu zeigen. Ein lebhaftes Feilschen begann, die Händler schlugen sich auf die Geldgurte, machten das Vieh schlecht, boten einen jämmerlichen Preis, gaben den Handel auf, sich auf dem Absatz umdrehend, kamen wieder, ließen Wein kommen und schüttelten sich die Hände, priesen die Schlawheit Toni's, ihm sei Keiner über in dem Geschäft, bis zuletzt Toni gerade im Begriff war, in seiner lustigen Laune zuzuschlagen—da trat Marei dazwischen, die das ganze Treiben mit heftigem Unmuth mit angeesehen hatte.

„I denk, da sollt i dabei sein, i hab das Vieh großgezogen, net Du, und i laß mirs net von dem nächsten besten Deiner Kneipbruder wegführen.“

Toni lachte hell auf, um seinen Mergler zu verbergen. „No, das war no schöner, wenn i erst Di um Erlaubniß fragen müßt! Den Kopf müßt mir doch noch lassen und mit dem Arm Dich zrieden geben.—Abgemacht, Leut, jetzt erit recht, vierhundert Mark—unds Stüdl ghorst euch lamm dem Kalb.“

Er rief die Kuh an den Hörnern herum und führte sie den Händlern zu, welche ihre Stride lösten, um sie ihr anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Nigrel und die Influenza.

Wiener Familienzene.

Das lästige Geipenit der Krankheit, welches auf grauen Nebelschwingen durch unsere Stadt zieht, drang dieser Tage auch in die Behausung des Herrn von Nigrel ein, um zunächst dessen dienftbaren Geist, dessen sonst so regelame Sali, zu befallen.

„Du, Alter,“ meldete Frau Nigrel dem Mittagessen ihrem Esherrn, „dent Dir mir, unfer Sali hat die Influenza kriegt. Sie flucht über Kopfweh und a grausliche Hnauten; schneuz' n muß sie i' a in aner Tour. Wann uns das Madl nur net ins Bett kommt, i wußt net, was i anfangen thät.“

„Was,“ belehrte der auch in medizinischen Angelegenheiten gerne als Autorität geltende Hausvater die besorgte Gattin, „es wird so arg net sein. A Strauchen hat der Trankst, a ganz a ordinäre Strauchen. Aber natürl', heutigstags, wo sogar die Dienftbot'n vor lauter Nobeltuerei net wissen, wo ein, wo aus, mußs döds glei' die Influenza sein. Sie soll si' über Nacht warme Köcherl auf d'Nas'n leg'n und moring wird's schon wider gut sein. Laß' m'r's aber ja net in's Zimmer eina, döds gingat mir no' ab, daß i so a Dienftbot'nstrauden kriegt! So was is erblisch als wia!“

Trotzdem dieses Verbot pünktlich befolgt wurde, erwachte Herr Nigrel am andern Morgen mit allen Anzeichen des lästigen Unwohlseins, welchem er die in der medizinischen Wissenschaft noch wenig gebährliche Bezeichnung „Dienftbot'nstrauden“ hatte. Als er das Bett trotz starker Kopfschmerzen verlassen wollte, überkam ihn ein nicht erdenkliches Niesen, so daß er schließlich das Haupt in den Polstern vergrub und mit den Beinen wüthend den Sessel neben dem dem Bette unwar. So fand ihn die besorgte Gattin und begann sofort, da sie seine Krankheitsfurcht kannte, mit lindem Zuspruch.

„Na, mach' Dir niz d'raus, Alter, hast hal a bisserl a Strauchen; i wir's schon a kriag'n, die Sali hat unier's Allen's Haus g'schlepp't. Das kommt davon, weil die Trampeln allaweil alfer halbnadter einlauf'n genugen und unter'n Hausthor nachher no' a halbe Stund in warmen Wein mach'n oder a Bier'supp'n!“

Der Patient strampelte, ohne sich zu erheben, mit den dicken Beinen eine Geberde des Absehen's. Nach einer Weile verzweiflungsvollen Hinbrütens, setzte er sich auf und lagte dumpf:

„Mei... döds is a Strauchen... döds is die Influenza... döds is sie... wann's mir nur net so geht, wia dem Fürchten Woronzoff...“

„Wia kummt denn auf den Fürchten Woronzoff? Wer is denn döds?“ fragte Frau Nigrel etwas befremdet.

„Mein Gott, mit Eng Frauenzimmer! Des leßt's halt a Zeitung net. Der Fürcht Woronzoff in Petersburg har's a so stark kriegt die Influenza...“

„Ja, aber was geht denn Di' da der Fürcht Woronzoff an? Du bist ja der

Nigrel. Bieleicht krieg'n's die Fürchten überhaupt stärker und in Ausland is's ja kalt g'was dazu.“

„I was' selber net, waum mir g'rad' der Fürcht Wor' zoff eing'fall'n is; i sieh'n aber seit'r Fruch immer vor mir... an Hebern alt'n Herrn mit aner Pelzhaun, wia er der Influenza in Bau' liegt und ausschaunt wia in Tod sein Spion... Mir scheint, i phantastir' Neß, i g'spar's Ziaber... mein Gott, mein Gott, was mir a Kuscht liaber war' wia a Ziaber!“

„Geh, reb' net so daher, fürchtst Di, net der Sünden? Scham' Di, weg'n a bisserl Strauchen bist glei' so famos-teuchel. Wart, i schmier Dr die Nas'n mit Jnschid ein, und gib Dr a Seufteigerl ins G'nad, das jagt die ganze Krankheit auf.“

„Na ja, weg'n meiner; aber z'erscht thua m'r in Pulst fühl'n, ob i fa Ziaber net hab... i muß allweil no' an den Fürchten Woronzoff mit der Fudelhau'n den'n und wann i d' Aug'n zuamach, so is mir, als thät er mir mit der Hand wink'n und auf Russisch sag'n: „Serwis Nigrel, ahn, hat's Infla a doglegt die Influenza, So alter Erbfeind, So wampeter, na warten S'nur!“...“

„Das kummt Alles von dem dummen Zeitungslieser und weil jeder Kleß'n in dö Blättern eingest' wird. I was' net, von mir aus kumt der Fürcht Pamsti die englische Kranktheit kriag'n, i thät mi net bezweifigen best'wegen. Gib d' d' Hand h'r hiaz, i wir Dir den Pulst zähl'n, nachher wirft glei' seg'n, daß D' fa Ziaber net hast.“

Frau Nigrel tastet am Handgelenk herum und zählt, da sie den Puls nicht zu finden vermag, auf gut Glück recht langsam: Eins — zwei — drei — vier...“

„Aber, Alte, da is ja fa Pulst net, da kumtst ja g'rad so guat mei' klane Zehen in d' Sand nehmen! Weiter unten geg'n d' Finger zua... naan, weiter rechts... so hiaz... Halt, sag' i... Jettas, hiaz is f' wieder wegag'rad'! Hörst, zu aner Spital'schweiser taugest Du net, döds sticht!“

„Dafür taugest Du desto besser zu ein' Spitalbruder,“ giebt auf diese kränkende Bemerkung Frau Nigrel ein wenig ärgerlich zurück.

„Was? Schimpf'n thustst mi a no', mer, der ia a armer, tranfer Mensch bin? Ah, das kri' i gern, da siecht ma's, was Du für an grauslichen Charakter hast. Dir war's wahrscheinlich allesanz, wann i gar kan Pulst mein' hat'...“

„Aber Nigrel...“

„Sei stab, Du falsche Person, dö's über's Herz bringt, Zhr'n eigenen Mann, der d'e Influenza hat, wo ma' nia wissen kann, was für a schiache Wendung dö Kranktheit nimmt, und wo i a hilflose Kreatur bin, an Spitalbojazza z'nennen...“

„Thua net läug'n, Nigrel, i hab' Spitalbruder g'agt, weil's alle Kranktheiten einbild'it und tone hast...“

„Ab freit, was denn! Dir war's alsdann liaber, wann i alle Kranktheiten rkt' hätt! Na, es wird ja immer schöner! Is nur guat, döds ma' bei so aner G'legenheit keine Leut' kennen lernt. Es is fa G'fühl mehr in der Welt, fa's G'fühl, i sag's ja allweil... Jettas wia's hiaz von Tesehen anfangt in mein Kopf und der Fürcht Woronzoff waagelt a wieder mit der Fudelhau'n i' kriag zu der Influenza no's bißige Ziaber vor lauter G'isten.“

Die gute Frau legt in ängstlicher und verzweifelter Wortlosigkeit ihre Hand auf Nigrel's zornrothe Stirn, bis er sich nach einigen trotigen Bewegungen beruhigt und nach einer Weile mit verdrucktem Gesicht einschlummert.

Als er erwacht, begegnen seine Augen dem liebevollen Blicke der Frau Nigrel.

„Na, is Dr schon besser, Du Wildling, Du?“

„Ja, ein bisserl,“ haucht Nigrel mit gut gespielter Schwäche.

„Aldann, so wir' i Dir hiaz ein' warmen Wein bringen.“

„Wia?“

Frau Nigrel wendet sich zum Gehen. Unter der Thüre vernimmt sie jedoch vom Schmerzenslager Nigrel's her ihren Namen.

„Wilst was, Nigrel?“

„Ja, Neß.“

„Was denn?“